

Nr. 171. Bromberg, den 28. Juli 1935

Umweg zur Heimat.

Roman von Marliese Kölling.

(15. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Bei Donna Victorina stand das Barometer wieder einmal auf Sturm. Senor Luis Potosi hatte es auch nicht für nötig gehalten, sich telefonisch bei ihr zu melden. Wie rasend drehte sie die Kurbel des Telefonapparetes. Endlich bekam sie Potosi:

„Carramba, sind das die neuesten Manieren, die du aus Berlino mitgebracht hast? Freilich in einer Stadt, in der die Damen ihre Stallknechte abküssen, verlernt man wohl seine gute Erziehung. was?"

„Was sagst du da? Nimm dich in acht, Victorina! Willst du etwa sagen, daß Fräulein von Stetten ihren Stallburschen — lächerlich! Wie kannst du so etwas behaupten?"

„Weil ich's behaupten kann" kam es höhnisch zurück," ich habe meine Beweise. Wenn du glaubst, mein Lieber, daß du der Einzige in der Gunst dieser deutschen Abenteuerin bist, dann irrst du dich!"

„Nimm dich in acht!" drohte Potosi, „das ist alles lächerlicher Schwindel. Du solltest es für unter deiner Würde halten, Victorina, derartigen Domestikenklatsch nachzuquatschen. Wer weiß, was deine Leute gesehen haben."

Er hörte ein höhnisches Auflachen Victorias. Rasend vor Zorn sprach er weiter:

„Wie kannst du überhaupt so unfair über deine Konkurrentin sprechen?"

„Wenn du mir übrigens noch viel mit deiner Dulcinea in den Ohren liegst, so werde ich auf dem Turnier nicht reiten. Dann fliegt die ganze Veranstaltung auf; das weißt du doch genau, mein Lieber."

„Dann wird Senorita Estrella Machado für dich reiten. Sie wird bei Senorita Stetten trainieren, und alles andere wird sich finden."

„Trainieren? Möchtest du mir vielleicht sagen, wo?" Victorias Stimme klang spitz vor Zorn.

„In der deutschen Reitschule, die die Senorita Stetten hier aufzieht. Willst du deine Halle zur Verfügung stellen, gut. Willst du nicht — ich schaffe Ersatz, darauf kannst du dich verlassen." Potosi war geradezu sinnlos vor Zorn. Er begriff plötzlich nicht, wie er überhaupt Victoria so leidenschaftlich hatte lieben können, daß er sie zur Scheidung von Zapota hatte bestimmen wollen. Wie der Blinde von der Farbe, so hatte er von der Liebe geredet. Jetzt wußte er erst, was Leidenschaft hieß, seitdem er Friede gesehen. Aber Victoria sollte ihm nicht in den Weg kommen — ihm nicht und Friede noch weniger. Victoria hatte ihn bisher nur als zärtlichen Verehrer gekannt; wie er als Feind sein konnte — besser, sie erprobte es nicht. Wütend hatte Donna Victoria abgehängt. Manuela, die mit dem Ondulieren wartete, hatte es heute nicht leicht. Jede Locke saß schlecht. Die eine Welle war zu flach, die andere zu tief. Mal war das Eisen zu kalt, mal fuhr Donna Victoria Manuela an, ob sie ihre Haare versengen wollte, und schließlich flog sogar eine Kristallschale haarscharf an Manuelas Kopf vorbei.

Aber Manuela wußte Donna Victoria zu nehmen:

Donna Victoria sollte Senor Luis nicht zeigen, daß diese Deutsche eine Konkurrentin sein könnte", meinte sie schmeichelnd. „Es wäre besser, Don Luis würde denken, Donna Victoria mache sich nichts aus dieser deutschen Senorita."

Victoria sah Manuela an: „Meinst du wirklich, Manuela?"

Manuela lächelte unschuldig:

„Alle Männer sind gleich, Donna Victoria. Wenn man ihnen ein bißchen zu Munde redet, glauben sie es. Wenn ich Ihnen einen Rat geben dürfte, Donna Victoria, ich würde Don Luis anrufen und sehr nett sein. Dann kommt er gar nicht auf irgendeinen Verdacht. Und das soll er doch nicht."

„Du bist ein kluges Mädchen, Manuela, verbinde mich noch einmal mit Don Luis."

„Herrgott, was ist denn schon wieder?" fragte Potosi ungehalten, als er Donna Victorias Stimme durchs Telephon hörte. Aber diese Stimme klang verändert, weich und zärtlich. „Verzeih, amigo mio, ich war vorhin heftig. Es tut mir leid. Ich wollte dich nicht kränken. Vielleicht ist es in Deutschland Sitte, daß man ein wenig freundlich mit den Untergebenen ist, oder mein Diener hat mich belogen. Ist ja auch ganz gleich. Was geht mich das an. Ich wollte dir nur sagen, selbstverständlich werde ich Caramella bei dem Turnier reiten. Und die deutsche Reitschule mag auch in meiner Halle trainieren."

„Muchas gracias. Ich wußte doch, daß du vernünftig bist, Vika. Aus dir sprach ja doch nur die Eifersucht, die eine Frau wie du gar nicht kennen dürfte."

„Das ist leicht gesagt, Luis. Aber du weißt doch, wie ich dich liebe."

„Querida linda — angebetete Geliebte!" Wie weich Don Luis Stimme klang. „Das sind die ersten vernünftigen Worte, die ich seit meiner Rückkehr von dir hörte. Und nun sei vernünftig, morgen sehen wir uns. Buenos dias, Querida!"

Sehr befriedigt hing Don Potosi ab. Diese Verdächtigung Friedes war eine Lüge. Er wußte, wie Victoria in ihrer maßlosen Eifersucht hassen konnte. So war es nun am besten. Sie war wieder ruhiger, das war ihm lieb — für sich und für Friede.

*

13. Kapitel.

Hätte Friede geahnt, was sich während ihrer Überfahrt nach Mexiko in Lichterfelde begab, so wäre ihr Herz wohl noch schwerer gewesen. Als Friede seinerzeit die Erbschaft ihres verstorbenen Vaters angetreten hatte, war ihr etwas entgangen: neben der Bürgschaft, die Wulff so großzügig getilgt, war noch eine andere Schuldsumme zu begleichen. Eine Fabrik landwirtschaftlicher Maschinen, von der Friedes Vater einen Dampfpflug und andere Geräte bezogen, hatte noch eine Forderung. Durch Übergang der Firma von einer Hand in die andere war die Forderung

nicht zur richtigen Zeit angemeldet worden. Sie kam gerade, als Friede unterwegs war. Es war Telse unmöglich, die Summe zu zahlen.

Die Firma ließ sich auf nichts ein. Eines Tages erschien ein Gerichtsvollzieher und versiegelte die ganze Einrichtung. Der Versteigerungstermin war zu einer Zeit angesetzt, in der sich Friede noch an Bord der „Orinoco" befand, also nichts unternehmen konnte.

Telses erster Gedanke war Wulff. Voll Angst rief sie bei ihm an. Wulff, er würde helfen. Er würde zum mindesten einen Rat geben können.

„Herr Legien ist verreist. Post will er nicht nachgeschickt haben. Wir wissen auch keine Adresse", sagte man ihr in der Villa, als sie anrief. Setzen Sie sich doch mal mit den Werken in Verbindung, wenn es dringend ist, Fräulein Tosten."

Aber auch dort wußte kein Mensch die Adresse Wulffs. Er hatte Vollmachten gegeben und war dann irgendwohin gefahren, plan- und ziellos, wie er es liebte. Sich an Peter Ott zu wenden, besonders nach den Ereignissen der letzten Wochen? Völlig unmöglich. So opferte Telse, um Friede das Heim zu erhalten, kurz entschlossen ihre letzten Spargroschen. Und nun stand sie vor der großen Frage: Wer zahlt die laufenden Unkosten, Miete und ihren bescheidenen Lebensunterhalt bis Friedes erste Geldsendung eintraf?

Telse hatte mit Spatz oft sehr ernsthafte Auseinandersetzungen gehabt, wenn der Junge von seinen Kriminalromanen nicht losgekommen war.

„Was sind das für Schreibereien!" sagte sie ärgerlich. „Du mußt doch einsehen, Spatz, niemals ist es so im Leben, daß gerade, wenn alles verzweifelt erscheint, irgendeine Hilfe eintrifft."

Aber Spatz hatte immer wieder jede bessere Lektüre mit den Worten abgelehnt:

„Det is ja det Schöne, Frollein Telse, dat et im Roman sowat jibt wie Rettung im letzten Momang."

Telse mußte plötzlich an diese Unterhaltung denken. Es war wirklich wie ein Kapitel aus einem schlechten Roman, der alles dem Zufall überläßt, als eines Morgens Peter Ott vor ihr stand.

„Herrgott, Peter, Junge, wo kommst du her?"

In ihrer Freude sprach sie so zu ihm, als wäre er noch der kleine Bub. „Ich freue mich ja so, Jung."

„Das ist nett, Fräulein Telse, da freut sich wenigstens einer."

Es kam so bedrückt, daß Telse Ott erstaunt ansah.

„Nanu, mein Junge, was ist denn mit dir? Schlecht siehst du aus. Wo hast du denn die ganze Zeit gesteckt? Wo kommst du denn her?"

„Ja, da werden Sie sich wundern, Fräulein Telse. Direkt von meiner Besitzung im Vogelgebirge. Ich bin Schloßherr geworden. Es ist durchaus kein Scherz. Der Besitzer, mein alter Freund Engelrodt, ist plötzlich gestorben und hat mir die Hoherodtskopfburg, auf der er lebte, hinterlassen."

„Junge, wie mich das freut." Telses Augen glänzten, als wäre Peter Otts Glück auch das ihre. „Paß auf, jetzt geht's wieder aufwärts. Am Ende geht's noch einmal ganz und gar nach deinen Wünschen."

„Hoffen wir, Fräulein Telse. Aber vorläufig ist mir mein Herz noch sehr schwer. Es sind da Dinge, denen ich mit aller Arbeit und Mühe nicht beikommen kann.

Er berichtete Telse von dem Werk der Hoherodtskopfburg. Er schilderte so anschaulich daß Telse es vor sich liegen sah, das neugewonnene Land, dem es an Saatgut fehlte, um es zu bestellen, an Vieh, um darauf zu weiden. Sie sah vor sich die störrischen Bauern, die die Hilfe der Regierung nicht erneut angehen wollten. Die zogen es lieber vor, zu hungern. Also auch Peter konnte sie nicht zwingen.

Peter berichtete weiter von Bärbe, die nach Kassel zu ihrer verwitweten Schwester wollte.

„Und was wird aus dem Grundstück?" fragte Telse. „Kannst du es nicht vermieten oder verkaufen?"

„Kaum. Außerdem möchte ich mich nur ungern für immer von dem Besitz trennen. Ich habe die Gegend dort und die Menschen liebgewonnen. Wulff wollte mich vor ein paar Wochen als Kulturtechniker zur Erschließung des Bourtanger Moors gewinnen — damals wies ich sein Angebot zurück. Heute würde ich es annehmen, Telse — um der Moorburger Bauern willen, für die ich mich jetzt mitverantwortlich fühle, aber gerade deswegen werde ich Wulff meine Arbeitskraft nicht billig verkaufen. Er muß mir helfen, den andern zu helfen, und das wird er sicherlich gern tun."

„Gewiß, aber wo steckt er?"

„Das kann ich dir auch nicht sagen, aber jedenfalls hat er Anweisung gegeben, mich mit allem Nötigen zu versehen, wenn ich seine Vorschläge annehme; und das ist sehr nett und sehr freundschaftlich von ihm. Jetzt aber, liebes Fräulein Telse — würden Sie vielleicht zu mir auf die Hoherodtskopfburg übersiedeln? Ich glaube, Sie werden das alte Raubritternest ebenso liebgewinnen, wie ich es liebgewonnen habe. Für Friede ist es gleichgültig, ob Sie hier sind oder dort. Ich möchte das Schloß nicht ganz unbewohnt lassen. Und wenn Sie wieder hierher zurück müssen — aber was ist denn nur, Fräulein Telse?" Erschrocken sah er Telse an. Die schluchzte auf. Das war die Lösung, Friede wenigstens das Letzte zu erhalten, was sie neben Fanfare besaß.

„Junge, dich hat der Herrgott hergeschickt." Telse erzählte Peter, was sich alles begeben. Er erschrak. Was wäre geschehen, wenn er nicht gekommen wäre? Dann wäre Friede eines Tages zurückgekehrt und hätte ihr Heim nicht mehr gefunden,. Gottlob, daß er eintreten konnte!

„Fräulein Telse, viel Geld habe ich ja selbst nicht, aber das, was zur Übersiedlung notwendig ist, das müssen Sie von mir annehmen." Er redete so lange auf Telse ein, bis sie seinen Scheck nahm und ein kleines Gehalt als Schloßverwalterin. Außerdem mußte ihr Lebensunterhalt bestritten werden. Auch dafür wollte er sorgen. Telse sah ein, daß es zwecklos war, sich zu wehren. Peter war von unbeugsamer Entschiedenheit. Er wollte ihr auch noch bei dem Umzug behilflich sein. Aus dem Mietskontrakt in Lichterfelde konnte man ohne weiteres heraus; Bekannte von Friede wollten die Wohnung gern übernehmen.

„Wollen Sie mir einen großen Gefallen tun, Fräulein Telse?" bat Peter noch. „Lassen Sie Friede nicht wissen, daß es mein Besitz ist, auf dem Sie leben. Nach der letzten Aussprache, die wir miteinander hatten, liegt mir wenig daran, daß sie erfährt, ich sei Schloßherr geworden. Sie könnte sich sonst leicht verkehrte Vorstellungen von meinem Besitz machen."

Bei dem Wort „Besitz" lächelte er etwas bitter.

„Ich tu alles, was du willst, Junge. Ich werde Friede also nur mitteilen, daß ich bei Bekannten aus meiner Heimat untergekommen bin. Das läßt sich leicht machen. Friede hat ja niemals erfahren, das du im Vogelgebirge Arbeit gefunden hast."

*

„Die Senorita von Stetten läßt bitten."

Mit tief abgezogenem Käppi stand der Page in der weißen Leinenuniform des Hotels Cardenas vor Donna Victoria, die in der Halle wartete. Die Mexikanerin erhob sich. Es gab niemand hier in der Hotelhalle, der ihr nicht wie bezaubert nachgeschaut hätte. Donna Victorina war heute schöner denn je. Sie wollte vor ihrer Rivalin glänzen, und ihr Spiegel hatte ihr gesagt, sie würde es.

Manuela hatte böse Stunden auszustehen, ehe Donna Victoria zu ihrer Zufriedenheit angekleidet war. Aber als sie jetzt durch die Halle ging war sie wirklich von atemberaubender Schönheit. Sie trug ein Spitzenkleid von unnachahmlichem Schnitt und seltener Kostbarkeit. Sogar der an Kummer gewöhnte Don Claudio hatte seine Frau befremdet angesehen, als sie ihm die Rechnung für diese echte Brüsseler Arbeit präsentieren ließ. Der Hut, der dazu gehörte, war aus dem gleichen Material wie das Kleid gefertigt und umgab das schöne Gesicht wie eine edle Umrahmung. Um den Hals Donna Victorias schlang sich eine Kette aus selten schönem Rosenquarz. Der gleiche Schmuck glänzte, zu schmalen Tropfen geschliffen, in den rosigen Ohren, er glitzerte als Cabuchon an ihrer Hand und lag als Krücke ihres Sonnenschirms aus rosiger Madeirastickerei schwer in ihrer Hand.

Als Friede die Karte Donna Victorias in der Hand hielt, schämte sie sich ein bißchen. Hätte sie nicht als erste Donna Victoria einen Besuch machen und sich für die Gastfreundschaft bedanken müssen, die Donna Victoria Spatz und Fanfare bot?

„Ich lasse bitten", sagte sie dem Pagen in ihrem mangelhaften Spanisch und schluckte tapfer ihre innere Erregung runter. Ein paar hastige Bürstenstriche glätteten ihr

blondes Haar, das, wie immer, in kleinem Knoten im Nacken lag. Ein Blick in den Spiegel überzeugte Friede, daß sie im übrigen mit ihrem äußeren zufrieden sein konnte.

Das weiße Kleid war einfach, aber es paßte in seiner schlichten, feinen Art zu Friede. Die mexikanische Sonne hatte das Kolorit ihres Gesichts gebräunt. Die blauen Augen wirkten gegen das Braun der Haut noch strahlender.

Es klopfte.

„Entrez", rief Friede. Donna Victorina kam herein. Friede war im Augenblick ob der Schönheit dieser Frau geradezu betroffen. Nur war es eine Schönheit, über die sich Friede im Augenblick nicht klar war. Das vollkommenste Oval des Gesichts im Goldton reifer Pfirsiche, ein Paar Augen, die man nicht anders als schwarzsamtig bezeichnen konnte, ein schwellender, kleiner roter Mund, ein etwas eigensinniges Kinn mit einem Grübchen. Seidenweiche schwarze Haare — und doch erinnerte das ganze irgendwie an die süßliche Schönheit eines Zigarettenplakats oder einer Postkarte. Es gibt Schönheit, die einen innerlich sofort erwärmt und bezaubert, es gibt aber auch Schönheit, die zu vollkommen ist und gegen die man ein leises Gefühl der Abwehr hat. So erging es auch Friede mit Donna Victoria. Und außerdem: krampfhaft überlegte sie, wo hatte sie dieses Gesicht bloß schon einmal gesehen?

So sah sie bewundernd und doch ein wenig widerwillig auf Donna Victoria und schalt sich im gleichen Augenblick ob dieser widerstreitigen Gefühle. Sicherlich war sie beeinflußt von dem, was man ihr über Donna Victoria vorher gesagt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Alexander, König der Bauchredner.

Von Fritz Richard Wellner.

Ein Arzt sattelt um.

Man schrieb das Jahr 1814. Die erste Etappe der Befreiungskriege ging zu Ende, die Armeen der Verbündeten waren in Paris eingezogen. Da meldete sich bei dem preußischen Generalstabsarzt Dr. von Wiebel ein junger Franzose, stellte sich als Wundarzt Alexander Baltimore vor und bat, nach Deutschland mitgenommen zu werden. Eine kurze Prüfung ergabt gutes medizinisches Wissen, und Alexander Baltimores Bitte fand Gehör. Er sollte sich als Assistenzarzt in das preußische Sanitätskorps eingliedern.

So geschah es, und der Generalstabsarzt konnte bald sehen, daß er mit seiner neuen Erwerbung den denkbar besten Griff gemacht hatte. Dieser Dr. Baltimore wurde im Handumdrehen der Liebling aller Lazarette. Das war freilich nicht so sehr auf seine geschickte Hand als Arzt zurückzuführen, wie auf sein besonderes Talent, mit allen möglichen Späßen die Verwundeten aufzuheitern, und sie sogar über die mühsamen Krankentransporte lachend hinwegzubringen.

Dr. von Wiebel war ob dieser Tatsachen schlechthin vernarrt in seinen Schützling. Er führte ihn in Berlin in die Gesellschaft ein. Der Franzose begann, sich eine Praxis zu gründen, und hätte sich ohne Frage binnen kurzem in die Reihe der beliebtesten Berliner Ärzte gestellt. Doch da faßte er eines Tages einen seltsamen Entschluß. Er wollte seine netten gesellschaftlichen Talentchen — ein bißchen Bauchrednerei und ein paar mimische Künste — fortan zu seinem Hauptberuf erheben. Dr. von Wiebel war entsetzt, daß ein junger Mann eine glänzende Laufbahn so mir nichts. dir nichts aufgeben wollte. Er riet ab — vergeblich! Er predigte tauben Ohren. Eines Tages war der junge Dr. Baltimore aus Berlin verschwunden.

Das Zeugnis des Herrn von Goethe.

Aus dem aufstrebenden Arzt war ein Bauchredner, ein „Ventriloquist", wie man damals sagte, geworden. Er hatte seinen Namen abgelegt und nannte sich fortan nur noch mit seinem Vornamen Alexander. Als Bauchredner und mimischer Künstler durchreiste er Süddeutschland, Österreich, Ungarn und Polen. Freilich, als Stümper seines neugewählten Berufes erwies er sich nicht. Seine Bauchrednerkunst verband er mit raffinierten Verwandlungstricks. Er war imstande, ganze Theaterstücke mit zehn Personen — alle durch ihn selber dargestellt — auf die Bühne zu bringen. Wohin er kam, jubelten ihm die Massen zu. Hochgestellte Persönlichkeiten rechneten es sich zur Ehre an, ihn als Gast zu begrüßen.

Nach drei Jahren war Alexander eine Bühnengröße, eine Weltberühmtheit geworden. Ein dickes Buch führte er mit sich, darin standen handschriftliche Eintragungen als nicht abreißende Kette glanzvollster Zeugnisse.

Im Jahre 1818 trat Alexander in Jena auf und machte dort die Bekanntschaft Goethes. Auch der große Dichter war von den Künsten des Ventriloquisten entzückt und schrieb ihm am 30. Juni folgende Worte ins Stammbuch: „Herrn Alexander wüßte ich nicht entschiedener meinen Beifall auszusprechen als durch die Erklärung, daß ich allen ihm schon erteilten Zeugnissen mit Vergnügen beistimme. Zu empfehlen weiß er sich selbst."

Londoner Streiche.

Der Künstler — so muß man Alexander jetzt schon nennen — reiste bald darauf nach London. Auch dort feierte er Triumphe. Und man konnte bald lustige Streiche von ihm erzählen.

Da war ein Bekannter, der Alexander immer wieder quälte, ihm doch einmal privat ein Stückchen seiner Bauchrednerkunst zu zeigen. Diesem Mann begegnete Alexander eines Tages in der Nähe von Temple Bar, und der Zufall wollte es, daß gerade ein hoch mit Heu beladener Wagen vorbeifuhr. Der Künstler lächelte und machte seinen Bekannten auf ein klägliches Wimmern aufmerksam, das halberstickt aus dem Heu hervorzudringen schien. Der lauschte entsetzt, Fußgänger sammelten sich an, und schon stürmte man auf den Fuhrmann ein und forderte ihn auf, unverzüglich abzuladen und den dort offenbar versteckten Menschen zu befreien. Der Kutscher wollte nicht recht an die Geschichte glauben, aber das Stöhnen und Jammern aus dem Heu wurde immer lauter und dringender. Da griffen die Umstehenden selber zu. Im Handumdrehen war das Heu abgeladen, aber ein Mensch, der nach Hilfe hätte jammern können, fand sich nicht. Alexander nahm seinen Bekannten, dem jetzt ein Seifensieder aufging, beim Arm, und beide verdrückten sich schweigend. Dem guten Londoner aber gelüstete fortan nach keiner neuen privaten Probe von Alexanders Bauchredekunst mehr.

Und eine andere köstliche Geschichte beleuchtet aufs beste Alexanders mimisches Können. Immer wieder lud man den Künstler ein, und er mußte mehr Absagen erteilen als ihm lieb war. Zweimal hatte er schon dem Londoner Lord-Mayor abgesagt. Da kam von dieser Seite die dritte Einladung, gleichzeitig eine vom Herzog von Gloucester. Alexander fand einen Ausweg: Er nahm beide an, um den einflußreichen Bürgermeister nicht mit der dritten Absage zu beleidigen.

Er fand sich zuerst beim Lord-Mayor ein. Sein perlender Witz und seine sprudelnde Laune bezauberten die ganze Gesellschaft, und im Eifer des Erzählens und Vorführens schien er gar nicht zu bemerken, daß er von dem guten und schweren alten Portwein Glas um Glas leerte. Und dann gab es eine kleine Katastrophe. Des Künstlers Augen wurden stier, sein Gesicht rötete sich, die Zunge lallte, und plötzlich sank er neben den Stuhl. Niemand bedauerte den Vorfall mehr als der Lord-Mayor selber, aber hier war nichts mehr zu retten. Ein Wagen brachte alsbald den Künstler in seine Wohnung.

Dort war Alexander mit eine Schlage wieder nüchtern. Er kleidete sich um und warf ein paar große Schwämme, die unter der Weste verborgen waren, in die Ecke. Die Schwämme klatschten, und das mußten sie wohl auch, denn sie waren mit gutem, altem Portwein vollgesogen. Niemand beim Lord-Mayor hatte es bemerkt, daß Alexander keinen Tropfen getrunken, sondern den Wein hinter die Weste gegossen und die Betrunkenheit nur gespielt hatte.

Dann fuhr der Künstler zum Herzog von Gloucester und kam dort pünktlich auf die Minute an. Der Lord-Mayor aber wollte an Spuk glauben, als er ein paar Tage später in den Zeitungen von der Abendgesellschaft beim Herzog und von Alexanders Auftreten dort las, bis der Mime den kleinen Streich beichtete. Ganz London lachte, als die Geschichte herauskam.

Ein Abschied von Berlin.

Im Jahre 1832 kam Alexander noch einmal nach Deutschland zurück. Wie hoch seine Kunst im Ansehen stand, kann man daraus ersehen, daß ihm für seine Vorstellungen monatelang für mehrere Tage der Woche das Königliche Schauspielhaus in Berlin eingeräumt wurde. Drei Einakter waren es, „Nickels Streiche“, „Das Dampfboot oder Einer für Sieben“ und „Der hinkende Teufel“, mit denen er das Berliner Publikum begeisterte. Fünf bis sieben Personen traten in diesen Stücken auf, alle von Alexander dargestellt, und diese Stückchen waren so speziell auf seine Kunstfertigkeit eingestellt, daß nach seinem Abschied von der Bühne keines davon wieder aufgeführt werden konnte.

Auch in Berlin standen Alexander die Türen zu den vornehmsten Häusern offen. Einer seiner begeisterten Verehrer war kein Geringerer als Adalbert von Chamisso, der ihm sein herliches Gedicht „Schloß Boncourt“ ins Album schrieb und dies mit einer persönlichen Widmung einleitete, die mit den Versen begann:

„Du Seltsamer, Du Proteus vielgestaltig,
Vielzungig uns zu heit'rer Lust betrügend,
Der, wie in Deiner zauberhaften Kunst,
Du wiederum im Leben uns auch täuschest — — —“

Bald darauf kam der Tag, an dem Alexander, ebenso plötzlich, wie er sein Wirken begonnen hatte, ihm auch wieder Valet sagte. Eines Tages verließ er Berlin und kam nie wieder. Er ist auch anderwärts nicht mehr aufgetreten.

Er zog sich auf sein Landhaus bei Paris zurück und lebte dort ganz der Pflege seiner reichen Kunstsammlung, die er sich auf seinen Reisen angelegt hatte. Auf Erwerb brauchte er nicht mehr bedacht zu sein; seiner Tätigkeit verdankte er ein fürstliches Vermögen.

Die große Welt vergaß Alexander schnell. Man weiß noch nicht einmal, wann er, der „König der Bauchredner“, gestorben ist.

Die Zarenhymne.

Ein Gedenkblatt

von **G. Freiherr v. Ungern-Sternberg.**

Der Beifallssturm ist vorübergerauscht, Serge Jaroff hat unzählige Male das Podium erklommen, sich nach allen Seiten dankend verneigt, um dann endgültig hinter den Kulissen zu verschwinden. Einen Augenblick verweilen seine Kosaken noch wie hypnotisiert durch ihren eigenen Gesang in Reih' und Glied; dann verlassen auch sie, langsam hintereinander schreitend, das Podium, in fast wesenlos zu nennender Ruhe.

Im Atrium treffe ich einige der Sänger. Ich rede sie an. Über ihre melancholischen, entsagungsvollen Gesichtszüge gleitet ein Aufleuchten. Russische Laute! Die Sprache der Heimat! Wir setzen uns in eine ruhige Ecke und sprechen von alten Zeiten, die so weit zurückliegen. Ein Hauch der weiten Donschen Steppen umweht mich. Trotz jahrzehntelanger Abwesenheit haben diese freien Söhne des Kosakenlandes sich ihre Urwüchsigkeit zu erhalten verstanden. Die vielen Triumphe ihrer fast beispiellosen Berühmtheit sind eindruckslos an ihnen abgeglitten. Schlicht und einfach wie die Lieder sind auch die Männer, die sie singen, — mit der großen Sehnsucht im Herzen, die vielleicht gerade das Moment ist, das, außer der vollendeten Technik, ihre Gesänge so sehr zu Herzen gehen läßt und ihren Ruhm begründet hat.

Die Kosaken erzählen. Sie erzählen von ihren Konzertreisen in allen Ländern der Welt, von begeisterten Empfängen, glänzenden Rezensionen, von stillen Erholungswochen am verträumten Mondsee. Wie ein Film rollt ihr Leben vor den Augen des Zuhörers ab. Alles kennen sie, überall sind sie gewesen, haben unerhörte Triumphe gefeiert, nur ein Land blieb ihnen verschlossen, das Land nach dem sich ihre Seele sehnt, mit den weiten Steppen am sagenumwobenen Don. Von ihren Reisen in Australien und Amerika sollen sie erzählen. Eine abwehrende Handbewegung — es ist ja eigentlich immer dasselbe, ein Konzert gleich dem anderen.

„Doch nein“, unterbricht sich der Erzähler, „ein Abend fällt aus dem gewöhnlichen Rahmen heraus, der Abend, an dem wir die Ehre hatten, vor dem König von England zu singen. Haben Sie Georg V. gesehen? Nun, dann wissen Sie auch, daß er eine auffallende Ähnlichkeit mit unserem Zaren hat. Auch in seinem schlichten und ruhigen Wesen gleicht er ihm.

Als wir vor einigen Jahren auf unserer Konzertreise in London sangen, äußerte der König den Wunsch. uns zu hören, und so kam es, daß wir eines Abends allesamt, vorüber an den in Gold und Scharlach schillernden Gestalten der Königlichen Wache, durch das Portal des Buckinghampalastes zogen.

Der Hof erschien. Wir begrüßten ihn mit der englischen Nationalhymne. Dann sangen wir unsere alten Choräle und Volkslieder. Als wir geendet hatten, kargte der König nicht mit Beifall. Doch zauderte Georg V. noch, uns zu entlassen.

„Ich habe noch eine Bitte, meine Herren“, sprach er, „singen Sir mir zum Schluß noch Ihre Zarenhymne.“

Die Zarenhymne . . .? Wie ein leiser Schreck fast zog es durch unsere Reihen. Eine Flut von Erinnerungen wälzte sich auf unsere Herzen und lähmte den Entschluß, den Wunsch des Königs zu erfüllen. Da hob unser Dirigent die Hand, und machtvoll dröhnten die Harmonien des „Bosche Zarya Chrani“ durch den weiten Saal des Palastes.

Vor uns stand der englische König, seine Ähnlichkeit mit unserem Kaiser, sein auf uns gütig gerichteter Blick ließen uns für Augenblicke vergessen, wo wir uns befanden. Alte Zeiten erstanden und verwischten die Gegenwart. Vor uns stand, wie so manches Mal, unser Zar, und ihm galt unser Gesang. Als der letzte Ton verklungen war, trat tiefe Stille ein. Bewegt schritt der König auf uns zu und dankte uns in schlichten Worten . . .“

Segel und Wolken.

Wir gleiten mit Segeln, die groß und gebauscht
Und so leicht wie die schneeigen Wolken sind,
Über selige Bläue; das Kielwasser rauscht,
Und ums Haupt harft der herrliche Wind.

Und hoch über uns im unendlichen Raum
Ist ein Glanz, der uns wie ein Spiegelbild deucht.
Geblendet ertragen die Augen kaum
Das unfaßbare Geleucht:

Da gleiten die Götter, von Sonne berauscht,
Auf Wolken dahin, die wie Segel sind,
Und Himmel und Erde scheinen vertauscht,
Im freien, im herrlichen Wind!

Heinrich Anacker.



Bunte Chronik



Ein Enkel rettet seinen Großvater.

Ein zwölfjähriger Junge hat dieser Tage durch seine besondere Geistesgegenwart seinem achtzigjährigen Großvater das Leben gerettet. Der alte Paul Dirnberger stürzte in seinem Heimatort St. Georgen in Österreich infolge eines plötzlichen Schwindelanfalls in den Gurtenbach. Er war mit seinem Enkel und dessen Freund am Wasser entlang gegangen. Da an dieser Stelle das Ufer steil abfiel, so konnte er sich, leicht taumelnd, nicht mehr halten und fiel ins Wasser. Zweifellos wäre der alte Mann, der durch den Sturz bewußtlos geworden war, im Wasser ertrunken, wenn nicht sein zwölfjähriger Enkel große Geistesgegenwart bewiesen hätte. Er schrie dem Freunde zu: „Hole Hilfe!“, und während der Junge davonstob, um Leute herbei zu holen, sprang er selbst mit einem Satz dem Großvater nach und hielt den Kopf des alten Mannes so lange aus dem Wasser, bis Menschen herbeieilten und den Großvater aus seiner Lage befreiten. Der Achtzigjährige erholte sich von dem Sturz, zweifellos hat er sein Leben seinem jungen Enkel zu verdanken.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.